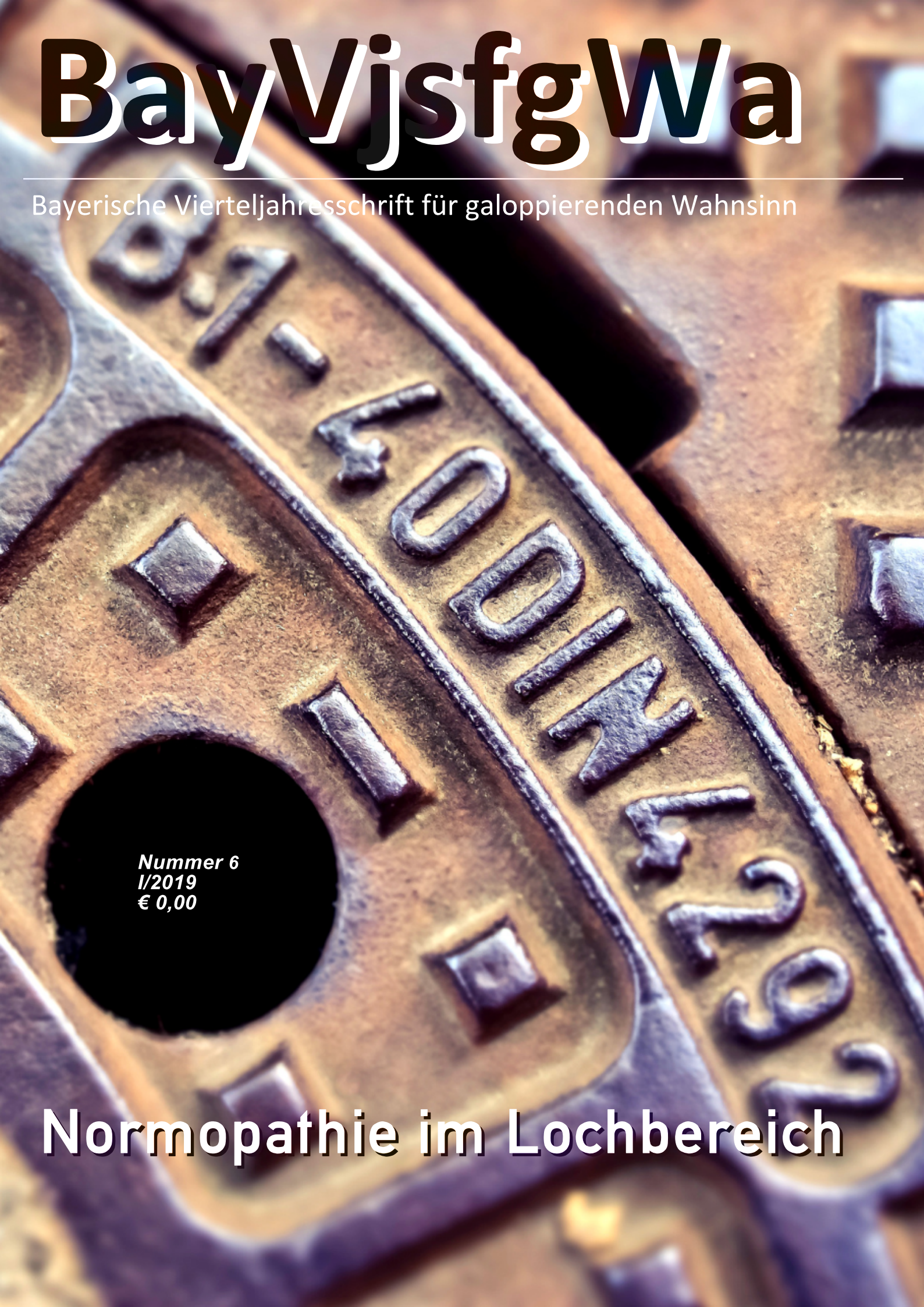
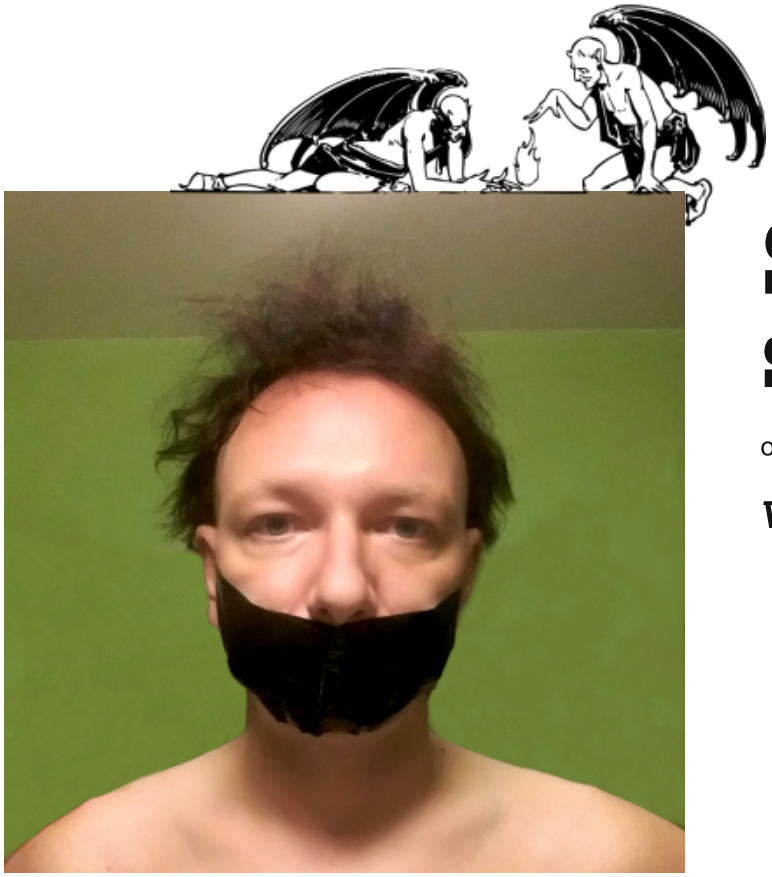
BayVjsfgWa

Bayerische Vierteljahresschrift für galoppierenden Wahnsinn



Nummer 6
I/2019
€ 0,00

Normopathie im Lochbereich



Setzen, sechs!

oder aber auch

Vorwort des Herausgebers

Nun hat es wieder etwas gedauert, bis die neue Ausgabe der BayVjsfgWa erscheinen konnte. Aber der Januar ist ja eh immer nur so ein Probemonat und zählt nicht wirklich, von daher bin ich gar nicht so schlecht in der Zeit.
Auch inhaltlich präsentiert sich die neue *Bayerische* wieder sehr heterogen. Das liegt auch daran, daß die ersten Beiträge für das vorliegende Exemplar noch aus einem gewissen Frust heraus entstanden sind, den ich aber mittlerweile vollumfanglich überwunden habe. Natürlich werde ich ab sofort nicht positiver in die Zukunft blicken, aber zumindest anders frustriert. Es soll hier ja auch nicht zu lustig werden.
Wobei es für die nächsten Monate tatsächlich auch wieder einige ambitionierte Projekte gibt, über die ich vielleicht nicht berichten, die mich aber wohl inspirieren werden. Auch wenn also diese Ausgabe der BayVjsfgWa einen etwas zusammengestöpselten Eindruck hinterlässt, die Zukunft wird furchterregender, aber auch kohärenter!
(Erkenntlich wird das – also vor allem das furchterregende – letztlich auch daran, daß ich auf dieser Seite den alten Klappergaul durch ein paar Teufelchen ersetzt habe. Fröhliches reininterpretieren!)

Und die nächste Lesung kommt bestimmt!

Abbitte

Ich muss ja Abbitte leisten. Ich gebe zu, mein Verhalten meinen Kollegen gegenüber war nicht richtig. Und nachdem ich die letzte Ausgabe der BayVjsfgWa zu einem Schlachtfeld für meinen eigenen, kleinen, politisch-weltanschaulichen Narzissmus gemacht habe, folgt hier nun die Entschuldigung, und die Gegendarstellung.

Ich habe mir die ganze Angelegenheit nochmal durch den Kopf gehen lassen. Betrachten wir die Ausgangssituation. Mir liegt ein testpsychologisches Gutachten des Bezirksklinikums Regensburg vor, in dem mir ein Gesamtintelligenzquotient von 140 diagnostiziert wird. Im Teibereich sprachlicher Intelligenz liegt der Wert bei 160+; wohlgemerkt, „Plus“, wie viel Plus kann nicht ermittelt werden, dafür ist der Test nicht ausgelegt. Für Werte über 160 fehlt die statistische Basis, da solche Individuen einfach zu dünn gesäht sind.

Dies ist eine Gegendarstellung. Prinzipiell bezogen auf die ganze fünfte Ausgabe der BayVjsfgWa; im engeren Sinne halt bezogen auf meine grundsätzlichen Denkfehler, die ich in jener Ausgabe ausgebreitet habe. Prinzipiell sollte ich also die ganze Fünfte vom Netz nehmen; im engeren Sinne ist es aber wohl besser, zu seinen Fehlern zu stehen. Immerhin, ich bin lernfähig. Und wer gelernt hat, die Klappe aufzureißen, muss auch lernen können, den Mund zu halten. Taceat Ludovicus.

Extrapoliert man aus diversen Statistiken, bzw. betrachtet man sich die allgegenwärtige Glockenkurve, die sich auch zur Beschreibung der Intelligenzverteilung in der Bevölkerung heranziehen lässt, repräsentiere ich mit den 140 ca. 1% der Gesamtbevölkerung, mit den 160+ geraten wir dann schon in Bereiche der zweiten Nachkommastelle. Wir reden also – rein statistisch, wohlgemerkt – bei einer Stadt wie Regensburg mit ca. 150 000 Einwohnern von höchstens einem Dutzend Menschen.

Erschwerend kommt hinzu, dass ich Teile meiner Jugend damit verbracht habe, Germanistik zu studieren. Berücksichtigt man also neben meinem intuitiven auch noch meinen akademischen Zugang zum Tema Sprache, traue ich mir zu sagen, es gibt in der ganzen Stadt vielleicht mal eine Handvoll Leute mit einer mir vergleichbaren sprachlichen Kompetenz. Und die Handvoll kann hier getrost wörtlich aufgefasst werden, also als *um die fünf*.

Wenn wir jetzt bei der statistischen Suche nach Menschen, die mir sprachlich überlegen sind, auf ein ganzzahliges Ergebnis kommen wollen, reicht Regensburg nicht mehr – ich erinnere daran, Glockenkurve, die schwänzelt nach hinten umgekehrt exponentiell aus – da sage ich einmal ganz grob geschätzt, da gibt es in ganz Niederbayern/Oberpfalz höchstens noch einen.

Wenn es nun so ist, daß – nennen wir ihn wie gehabt – Kolle-

ge N.N. offenbar in der Position ist, die sowohl inhaltliche als auch stilistische Mangelwertigkeit[1)] meiner Texte zu attestieren, lässt das nur einen logischen Schluß zu. Nämlich daß der Kollege genau diese eine Person ist!
Und so gesehen kann mein Primärprintmedium wirklich froh und dankbar sein, daß sich ein so kompetenter Mensch so intensiv und auch noch rein ehrenamtlich für diese Zeitung engagiert.

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen.
Natürlich bedeutet überdurchschnittliche Intelligenz auf einem Gebiet nicht automatisch Überdurchschnitt auf allen Gebieten. Meine mathematische Intelligenz ist gemäß des oben erwähnten Gutachtens z.B. absolut durchschnittlich, deshalb prüfen Sie bitte jede meiner Statistiken selbst nach! Nach dem, was ich im Studium gelernt habe, kann man im Regelfall allerdings getrost davon ausgehen, daß Hochintelligenz auf einem auch überdurchschnittliche Intelligenz auf anderen Gebieten mit sich bringt.
Dies bedeutet, daß Kollege N.N. mir statistisch mit hoher Wahrscheinlichkeit in jeder Hinsicht intellektuell überlegen ist.

Und hier komme ich zum nächsten Punkt.
Kollege N.N. hat sich ja in der Vergangenheit schon mehrfach negativ über meine Texte geäußert. Konkret hat er bezüglich meines letzten Textes, den ich für unser Primärprintmedium verfasst habe, geäußert, der Text sei undemokratisch. Ich war bislang dahingehend anderer Meinung und hatte schon früh gemutmaßt, dies könne daran liegen, daß der Kollege und ich unterschiedliche Auffassungen von der Bedeutung des Begriffes *Demokratie* haben. Aus dem bisher Gesagten geht logisch hervor, daß meine Auffassung falsch und seine richtig sein muss.

Dies erklärt auch seine Reaktion auf meine Frage, was genau er an der von mir vorgebrachten Forderung nach einem Volksbegehren für undemokratisch halte. Anstatt mir die Frage inhaltlich zu beantworten, hat er mich beschimpft und beleidigt[2)]. Allerdings ist diese Frage für Menschen seines intellektuellen Kalibers wohl auch nur so offensichtlich dumm, daß der Kollege fälschlicherweise davon ausgegegeangen ist, ich wolle ihn damit provozieren.
Dies war nie meine Absicht, und auch hier möchte ich mich ausdrücklich entschuldigen. Ich kann nach wie vor nicht verstehen,

1)* Das ist ein Neologismus. Ich darf das. Wegen der Hundertsechzigplus.
* Und Fußnoten darf ich auch. Wegen des Studiums. Und wegen beidem zusammen darf ich auch Metafußnoten.

2) Mir öffentlich und vor Zeugen ideologische Nähe zu einer bestimmten Partei zu unterstellen, von der der Kollege genau weiß, da er mich lange und gut genug kennt, daß ich keinerlei Symathien für sie oder die dahinterstehenden Prinzipien hege, ist eine gezielte, in vorsätzlich ehrabschneidender Absicht getätigte Diffamierung, die ich entsprechend als Beleidigung auffasse und für die es aus meiner Sicht auch keine Entschuldigung gibt. Aber vielleicht sehe ich ja auch das falsch.

was an Volksbegehren und Volksentscheid undemokratisch ist. Dies ist sicher auch in meinem mangelnden Demokratieverständnis begründet. Ich wollte nie jemanden provozieren, sondern bin offenkundig tatsächlich so unwissend und kann nur die aufrichtige Bitte erneuern, mir diese Frage zu beantworten.

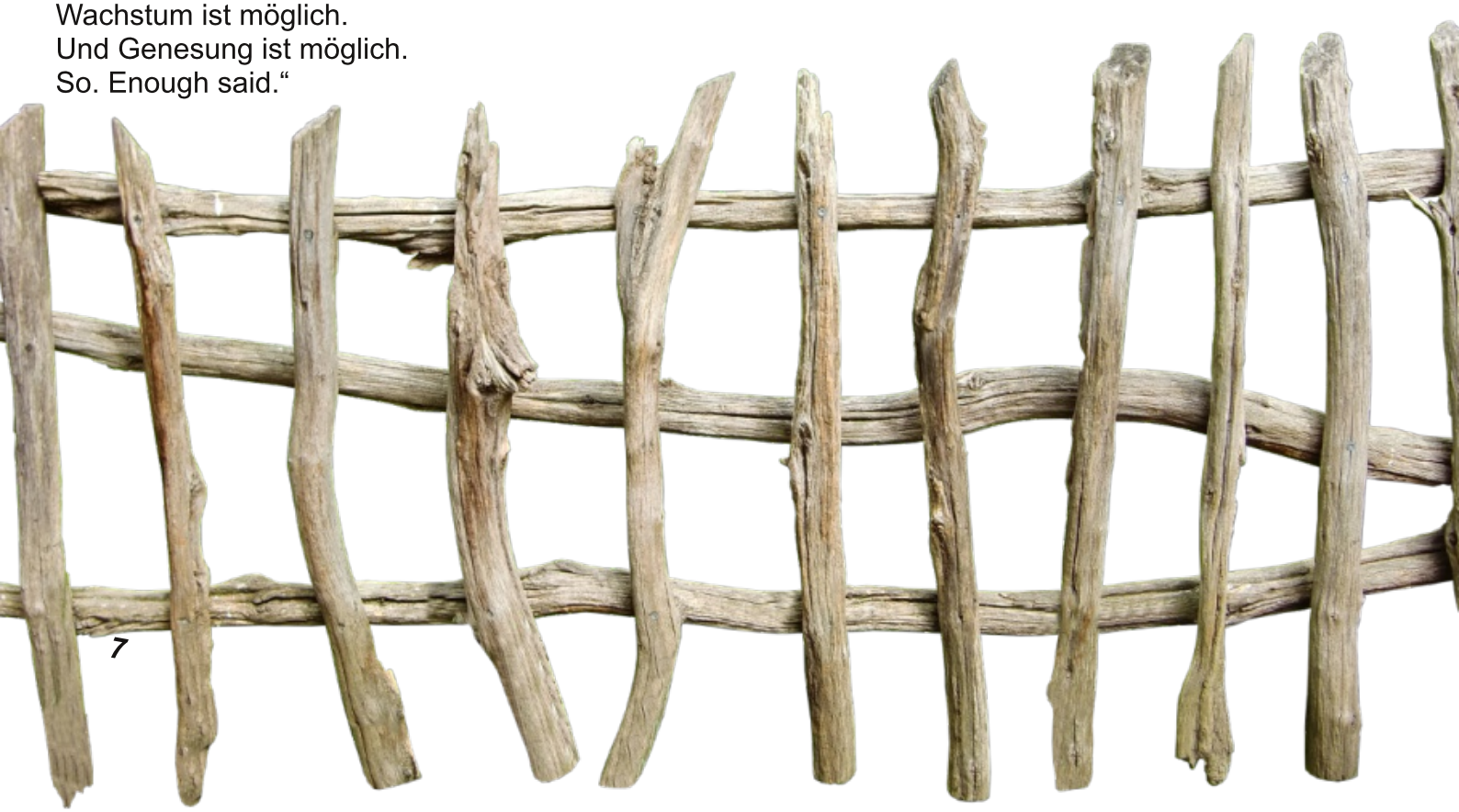
Der gesamte ausschlaggebende Vorgang bestätigt nur wieder die These, die ich schon seit längerer Zeit vertrete, wonach der größte Vorteil der Demokratie gleichzeitig auch ihr größter Nachteil ist, nämlich daß jeder mitmachen darf. Auch so Typen wie ich.
Darüber hinaus habe ich den Fehler gemacht, den ich selbt oft und gerne bei anderen kritisiere und habe mich zu Sachverhalten geäußert, von denen ich keine Ahnung habe. Dieser Umstand ist insofern wichtig, als daß er Beleg nicht nur für meine intellektuelle, sondern auch für meine moralische Inferiorität ist.
Die von mir vorgebrachte Argumentation, wonach ich die Erstentscheidung der Redaktion nicht aus grundsätzlichen Zweifeln an der Institution vorgebracht habe, sondern aus subjektiv präsumiert unzureichenden Grundlagen für eine Entscheidungsfindung, verliert damit ihre Gültigkeit. Leider ist das entsprechende Heft nicht nur schon gedruckt, sondern auch schon abverkauft, andernfalls hätte man z.B. durch Schwärzung der entsprechenden Textstellen das Schlimmste noch verhindern können. So allerdings ist nun das Malheur schon eingetreten, wofür eine einfache Entschuldigung wohl nicht mehr ausreicht.

Um weiteren Schaden von unserem Primärprintmediumabzuwenden, müssen vergleichbare Situationen in Zukunft verhindert werden. Dies lässt sich durch einfache Maßnahmen bewerkstelligen.
Da, wie festgestellt, mein Demokratieverständnis ohnehin fehlerhaft ist, ist es nur billig, wenn ich mich von der bisher vertretenen Meinung, Demokratie bedeute das Primat der Merheheit über die Minderheit, trenne. Um das Problem der Ochlokratie in der Redaktion aufzulösen und hin zur zweckdienlichen Epistokratie zu gelangen, ist es nur folgerichtig, aufgrund seiner intellektuellen und moralischen Überlegenheit Kollegen N.N. zum alleinverantwortlichen Chefredakteur mit Richtlinienkompetenz und Weisungsbefugnis zu machen. Die Hauptaufgabe der Readktion besteht dann darin, ihm zuzuarbeiten. Auf diese Weise können Qualität und inhaltliche Korrektheit des Magazins nachhaltig gesichert und sich potentiell negativ auswirkende Fehlentscheidungen künftig verhindert werden.

Den von mir angerichteten Schaden kann ich nicht mehr gutmachen.
Aber in Zukunft den Mund halten und das Feld denen überlassen, die mehr Ahnung haben als ich, das kann ich.

Mein Schlußwort zum II. Regensburger Borderline-Trialog

„Keine Therapie, kein Klinikaufenthalt, und auch keine Selbsthilfegruppe sind eine Reparaturwerkstatt. Wo man das Auto hinbringt, wenn es nicht mehr funktioniert, dann schraubt der Mechaniker eine Zeit lang daran rum, und dann ist alles wieder in Ordnung.
Es ist ein Wachstum.
In jedem Garten gibt es einmal Sturmschäden, und je schwerer der Sturm, um so schwerer auch die Schäden, die er möglicherweise hinterlässt. Wenn nun, um im Bild zu bleiben, der Sturm von einem Baum in meinem Garten einen Ast abbricht, ist es sinnlos, Hammer und Nagel zu nehmen und den Ast wieder anzunageln. Kann man machen, bringt nur nichts. Aber auch nach dem Sturm kann der Baum weiterwachsen.
Idealerweise wächst man miteinander und aneinander.
Das ist jeden Tag Arbeit, und das ist auch für mich mit 43 Jahren jeden Tag teilwese harte Arbeit.
Aber um das auch an die zum Teil sehr jungen Mitpatientinnen und Mitpatienten weiterzugeben, die heute nicht bei uns sein konnten:
Wachstum ist möglich.
Und Genesung ist möglich.
So. Enough said.“



Feiertage I/2019

Mit einem Anhang *Feiertage IV/2018**

15.01.
Nicolegeburtstag

17.01.
Ludwiggeburtstag

12.03.
Sir-Terry-Pratchett-Day

14.03.
Hawking Day**

14.-15.03
Pi-Tage

16.03.
Pi-Rundungstag

05.04.
Tag der sexuellen Befreiung***

Anhang:
01.10.: Blut- und Leberwursttag**** -- **06.10.: Haartag** -- **11.11.: Remembrance Day**

* Wie bereits im Vorwort festgestellt, enthält die Kontinuität der BayVjsfgWa im vierten Quartal 2018 eine zeitliche Lücke. Die entsprechenden Feiertage werden hier der Vollständigkeit halber aufgenommen. Zwecks'm Karma oder so.
** Ich glaube ja immer noch, daß es sein letzter Scherz war, ausgerechnet am ersten Pi-Tag zu sterben.
*** Selbstverständlich geht es dabei um *meine* sexuelle Befreiung. Wann die genau stattfand, lässt sich nicht mehr feststellen, daher hier stellvertretend das Datum eines interessanten Abends in Nürnberg.
**** Auch bekannt als *Antivegantag*.

Nimm mein Herz

Prinzipiell verbietet es mir meine akademische Ausbildung, Gedankenexperimente anzustellen.
Das Erste, was man gleich zu Beginn im Geschichtsstudium lernt ist, daß einem die Frage „Was wäre, wenn...?“ verboten ist. Historiker beschäftigen sich per definitionem nicht mit dem, was hätte gewesen sein können, sondern mit dem, was tatsächlich war. Die Fortgeschritteneren unter uns lernen einiges später die Ironie, und in manchen Fällen den von Blut und anderen Körpersäften triefenden Sarkasmus kennen, der sich hinter dem Anspruch des „was tatsächlich war“ versteckt. Das unterscheidet übrigens auch den Historiker vom Geschichtslehrer. Geschichtslehrer sind Menschen, die einem Dinge erzählen, deren Faktizität sie axiomatisch voraussetzen. Historiker wissen, daß man sich dem, „was tatsächlich war“ asymptotisch annähern kann, man kann auch mehr oder weniger weit daran vorbeigehen, und wenn ein Haufen – also mindestens zwei – Historiker zusammenkommen, ist man sich oft genug noch nicht einmal über die Generalrichtung einig, von Details wie Kaliber oder Rohrerhöhung[2] gar nicht zu reden.
Die Aussage „So ungefähr wird’s gewesen sein – oder á ned...“ vereint Historiker und Stammtischbrüder.[1]

Mein Genesungsbegleiterkurs ist schuld, und am Ende auch noch James Spader. Jedenfalls habe ich mich ein bissl mit etwas beschäftigt, was in jüngster Zeit etwas aus der Mode gekommen ist, nämlich mit Ethik. Und mit Zombies, die auch nicht mehr das sind, was sie einmal waren. Und prinzipiell ist auch dieser Text wieder eine Liebeserklärung!

So geschieht es, daß selbst die Doyens der Historiographie gelegentlich der Verlockung des „Was wäre, wenn...?“ erliegen. Da ich nun aber nur abgebrochener Historiker[3] bin, und darüber hinaus frisch aufgehender Psycho-Heini, darf ich mich ganz offiziell dem faszinierenden Feld des Gedankenexperimentes widmen.

Im Rahmen des Abschlußvortrags während meiner Ausbildung zum Genesungsbegleiter habe ich ein solches Experiment formuliert.
Aufgrund eines akuten Ausbruchs von Zombie-Apokalypse steht die Stadt Regensburg kurz vor der Auslöschung durch einen taktischen Atomschlag. Einer der insgesamt zwanzig Kursteilnehmer[4] erhält die Möglichkeit, mit dem letzten Helikopter ausgeflogen zu werden. In dem Helikopter stehen insgesamt fünf Plätze zur Verfügung. Die betreffende Person muss nun entscheiden, welche vier – oder auch fünf, falls sie nach sorgfältiger Abwägung zu dem Schluss gekommen ist, allerhöchstens Nummer sechs auf der Liste zu sein und ihren Platz jemand anderem zur Verfügung stellt – der Kursteilnehmer überleben dürfen, und welche fünfzehn zurückgelassen werden, um entweder von Zombies aufgefressen zu werden oder im nuklearen Feuer zu vergehen.
Ich habe dann gebeten,

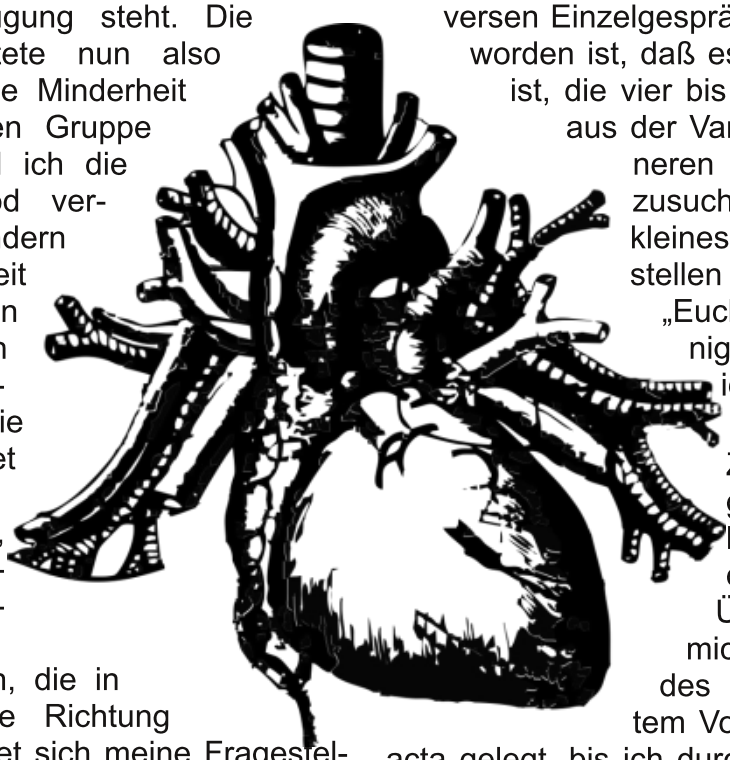
[2] Die sexuelle Metaphorik ist hier nicht unbedingt beabsichtigt, ich benutze sie aber als spaßiges Stilmittel. Und es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß Fußnote 2 vor Fußnote 1 erscheint. Für beides gilt: Ich bin kein fertiger Historiker, ich darf das!
Und ich wollte einfach, daß sich die erste Fußnote zum Text mit Fußnoten beschäftigt.
Die Frage, inwieweit die Begriffe erste Fußnote vs. zweite Fußnote eher über die Reihenfolge oder über die Nummerierung zu definieren sind, reiche ich an die Kollegen von der Sprachphilosophie weiter.

[1] Mit dem Unterschied, daß sich Historiker darüber in Büchern mit vielen Seiten und Fußnoten auslassen.

[3] Abgebrochen, wohlgemerkt. Gescheiterte Historiker nennt man Geschichtslehrer.

[4] Die Kursleitung wurde als zu diesem Zeitpukt bereits zombifiziert betrachtet, was in deren Reihen einen gewissen Unmut ausgelöst hat.

sich das gleiche Szenario vorzustellen, mit dem Unterschied, daß diesmal ein Großraumhubschrauber mit insgesamt fünfzehn Plätzen zur Verfügung steht. Die Fragestellung lautete nun also nicht mehr „Welche Minderheit aus einer größeren Gruppe rette ich, während ich die Mehrheit zum Tod verdamme?“, sondern „Welche Minderheit aus einer größeren Gruppe lasse ich zum Sterben zurück, während die Mehrheit gerettet wird?“



Von ähnlichen, schon früher anderweitig formulierten Aufgabenstellungen, die in einer vergleichbare Richtung zielen, unterscheidet sich meine Fragestellung auf die bewußte Eingrenzung auf einen unmittelbaren sozialen Nahraum[5], hier konstituiert durch die zum einen zu einem gewissen Grad zufällig erfolgte Auswahl *Menschen, die mit mir im gleichen Fortbildungskurs sitzen*, die zum anderen nichts desto weniger von einer gewissen Vertrautheit – immerhin handelte es sich um einen Abschlußvortrag, die Beteiligten kannten sich also schon seit längerer Zeit – und damit von einer nicht geringen emotionalen Komponente geprägt ist.

An dieser Stelle sind sie, liebe Leserin, liebe Leser aufgerufen, dieses Experiment für sich selbst durchzudenken. Beziehen Sie es z.B. auf Ihre Familie, auf den Kreis ihrer Kollegen, oder auf die Menschen, die jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit mit Ihnen im Bus sitzen. Möglicherweise werden Sie ähnliches feststellen wie das, was mir in diversen Einzelgesprächen rückgemeldet worden ist, daß es deutlich einfacher ist, die vier bis fünf Überlebenden aus der Variante mit dem kleineren Hubschrauber auszusuchen, als sich vor ein kleines Grüppchen zu stellen und zu sagen: „Euch mag ich am wenigsten, Euch lasse ich sterben.“

Zu welchem Ergebnis Sie auch kommen mögen; die Helikopter-Überlegung war für mich als schmückendes Beiwerk zu besagtem Vortrag lange Zeit ad acta gelegt, bis ich durch eine Episode einer us-amerikanischen Fernsehserie – Kenner des Genres werden sie sofort identifizieren können – auf eine ähnliche Problematik gestoßen wurde, die mich veranlasste, eine verschärfte Version meines Experimentes zu formulieren.

Jene Episode handelte von Menschen mit einer extrem seltenen Blutgruppe, weltweit nur sieben an der Zahl[6], darunter eine Mutter und ihr herzkranker Sohn. Um ihrem Sohn die lebensrettende Herztransplantation zu ermöglichen, entführt jene Mutter eine der fünf in Frage kommenden Menschen, mit dem Ziel, dieser Person das Spenderherz für ihren Jungen zu entnehmen. Der Protagonist der Serie stößt im letzten Moment dazu, und seine Frage, was eine Mutter alles für ihr Kind tun würde, bewegt die Entführerin, ihr unschuldiges Opfer nicht zu töten, sondern sich statt

[5] Die Eingrenzung wurde auch bewußt so gewählt, daß sie weitergehende soziale Bindungen wie Freunde, Familie, Lieblingsnachbarn etc. bewußt außenvor lässt. Für meine eigene Lösung in der Fünfsitzer-Variante hatte ich mir meine drei Überlebenskandidaten ausgesucht und hätte den Piloten zu einer kurzen Zwischenlandung im Stadtnorden aufgefordert. Das liegt zwar außerhalb der von mir vorgegebenen Parameter, jedoch zitiere ich als Schöpfer des Experimentes an dieser Stelle Albus Dumbledore: „Es hat seine Vorteile, ich zu sein.“

[6] Das sogenannte „Goldene Blut“ existiert tatsächlich, und realiter gibt es weltweit ca. 40-50 Menschen, die genau damit ausgestattet sind. Details googeln Sie bitte selbständig, ich habe über die krude Zahl hinaus nicht weiter recherchiert.

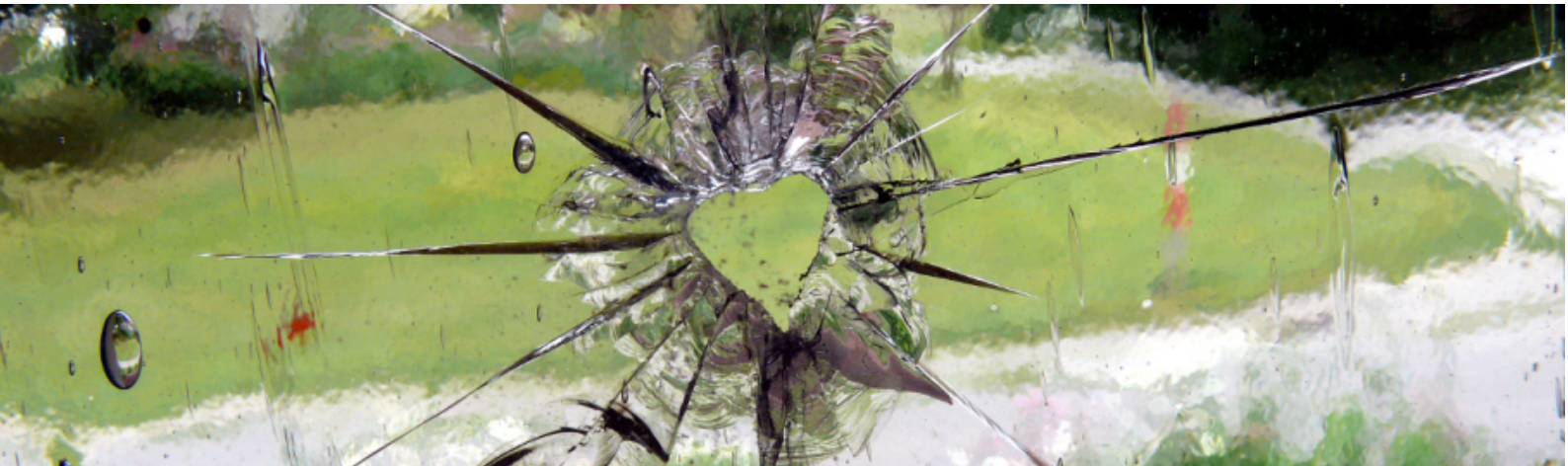
dessen selbst eine Kugel in den Kopf zu schießen, um mit ihrer Organspende ihrem Sohn das Leben zu retten.

Ich habe mich nun mit der Frage beschäftigt, was wäre, wenn ich unheilbar erkrankt wäre und nur noch kurze Zeit zu leben hätte, mein Leben jedoch durch eine Organspende gerettet werden könnte. Es gibt weltweit nur einen einzigen in Frage kommenden Spender, eine Person aus meinem engsten persönlichen Umfeld. Und es handelt sich um ein lebenswichtiges Organ, die Organspende würde also unausweichlich zum Tod des Spenders führen. Und ich habe mich mit der komplementären Fragestellung beschäftigt, was wäre, wenn eine Person aus meinem engsten persönlichen Umfeld von dieser Erkrankung betroffen wäre, und wenn ich der einzige in Frage kommende Spender wäre.

Die Abschlußfrage, auf die es für mich hinausläuft lautet nun: Für welchen Menschen wäre ich, um den Preis meines eigenen Todes, vorbehaltlos bereit, das lebenswichtige Organ zu spenden, während ich im umgekehrten Fall genau jener Person, um den Preis meines eigenen Todes, nötigenfalls duch einen die Handlung unterbrechenden Suizid, untersagen würde, sich für mich zu opfern.

Es läuft auf die Frage hinaus, die sich uns allen durch ethisches Axiom verbietet, und die wir uns alle dennoch schon oft, mehr oder weniger bewußt, gestellt haben. Nämlich nach welchen Kriterien wir nicht nur einfach den Wert eines Menschenlebens bemessen, sondern nach welchen Kriterien wir den Mehr- oder Minderwert eines Menschenlebens im Vergleich mit einem anderen bemessen – unser eigenes Leben mit eingeschlossen.

Mit dieser Frage, liebe Leserin, liebe Leser, lasse ich Sie nun zurück. Überprüfen Sie sich selbst. Für welchen Menschen würden Sie das in meiner Abschlußfrage Formulierte tun? Wieviele solcher Menschen gibt es in ihrem Leben? In meinem sind es derzeit genau drei.



"Ich komme von KulTür!"

Zu Anfang ist es schon etwas ungewohnt. Diese Aussage: „Ich stehe auf der Gästeliste!“ Gerade wenn in der Schlange hinter einem die Leute ihre gezückten Geldbörsen in der Hand halten. Man fühlt sich wichtig, so richtig *very important*. Ganz zu Anfang war es auch ein wenig mit Bedenken verbunden. „Ich komme von KulTür!“ – wie wird das gegenüber reagieren; wie wird man eingeschätzt. Der Einkommensschwache. Der Arbeitslose. Der Bittsteller. Aber diese Bedenken waren schnell verflogen. Oft genug entstand bei mir sogar der Eindruck, als würde ich als KulTür-Gast mit besonderer Herzlichkeit begrüßt. Natürlich freut sich jeder Künstler über *zahlendes* Publikum, aber die Erfahrung vor und auf der Bühne hat gezeigt, dass sich jeder Künstler in erster Linie über *Publikum* freut.

Ich kann KulTür Regensburg gar nicht genug danken! Nicht nur, dass mir diese engagierten Leute immer wieder den Zugang zu kulturellen Veranstaltungen ermöglichen, die ich mir sonst nicht leisten könnte. Sie haben es mir auch ermöglicht, selbst wieder in Gestalt einer Lesung aktiv zu werden (Nachbericht folgt!), und das ist noch nicht das Letzte, was man in dem Zusammenhang von mir gehört hat. Den hier vorliegendne Text habe ich für die Dokumentation des Vereins geschrieben. Weitere Informationen findet Ihr im Web unter www.kultuer-regensburg.de

Ich bin kein Bittsteller.
Der Wille des Menschen zur Kultur ist eines der weniger bekannten Paradigmata des Soziologen Eugen Kogon, und er verfasste es – bitte googeln Sie selbst – unter den mit am barbarischsten aller vorstellbaren Lebensbedingungen. Kulturelle Teilhabe ist nichts, was man sich erbetteln müsste. Sie ist nichts, was man sich durch materielle oder gesellschaftliche Leistungen erkaufen oder als Privileg gewährt bekommen müsste. Der Wunsch nach kultureller Teilhabe ist Ausdruck des Strebens nach *Mensch Sein*, gerade auch unter prekären Bedingungen.

Ja, ich texte ziemlich hochgestochen, und ja, ich benutze Begriffe wie *Paradigmata* auch im alltäglichen Sprachgebrauch, was es für meine Gesprächspartner oft nicht ganz einfach macht. Immerhin bin ich, wenn auch ohne Abschluss, so etwas wie ein Akademiker, stamme aus bildungsbürgerlichen Verhältnissen, habe Teile meiner Jugend damit verbracht, Germanistik und Geschichte zu studieren, bin erwiesenermaßen überdurchschnittlich intelligent und sprachlich hyperbegabt. Das ist die eine Waagschale. In der anderen liegen die psychische Erkrankung, der Abbruch des Studiums, die dauerhafte Erwerbsunfähigkeit und damit einhergehend, auch, weil ich

KulTür Regensburg

nie auch nur annähernd mit diesem Lebensweg gerechnet hätte, der Sturz in die Grundsicherung und damit in die Armut. Intellektuell gehöre ich zur Oberschicht, sozial zur Unterschicht.

Eine gewöhnliche Biographie, an der Grenze zur Banalität.
Noch vor ettlichen Jahren wäre dies anders gewesen. Damals wäre dieser Lebenslauf ein Grund zur Schande gewesen, schon allein die Krankheit ein Stigma, die materiellen Verhältnisse erst recht, undenkbar, offen darüber zu sprechen. Die gesellschaftlichen Perimeter haben sich geändert, Bildung und Intelligenz schützen nicht mehr vor sozialem Abstieg. Bei aller berechtigten Klage, die aus diesen Worten spricht, und auch wenn es in der Realität noch zynischer ist, als es sich in der Theorie anhört, hat der Wegbruch der sozialen Sicherheit zu einem gewissen Grade auch zur Entstigmatisierung von Armut geführt.
Die Arbeit von KulTür ist Teil dieser wertvollen Antistigmatisierungsarbeit. Sie korrigiert das Bild vom desinteressierten Dissozialen, der dumpf vor der Glotze versumpft. Die zahlenmäßige Entwicklung der KulTür-Gäste zeigt das eingangs Gesagte, dass der Wunsch nach kultureller Teilhabe etwas zutiefst menschliches ist, wohl einer der wesentlichen Züge des Mensch Seins überhaupt.

Mir persönlich bringt es auch Linderung. In meinem Mensch Sein anerkannt zu werden, auch wenn ich nicht die Brieftasche zücke. Und das nicht erst an der Theaterkasse oder der Konzertsaaltür, sondern schon bei der Vermittlung und im KulTür-Büro. Das ist nicht einfach nur die kurzfristige Freude in der Veranstaltung, das ist auch Balsam auf die Seele und macht so manches leichter erträglich. Was auch noch gesagt werden muss – ich habe einen ausgewählten Kreis von Freunden, ohne deren moralische Unterstützung ich dieses Lebens wohl schon längst überdrüssig geworden wäre. Diese Freunde durch die Kartenvermittlung von KulTür auch einmal zu einer Veranstaltung einladen und auf diese Weise etwas zurückgeben zu können ist mehr als reine Gefälligkeit. Es ist das Heraustreten aus dem sonst oft allzu bedrängenden Armutsbewusstsein.

Und dann fühlt man sich tatsächlich wieder ein Stück wichtig, bei diesem Satz: „Ich stehe auf der Gästeliste!“

Lyrik

Wenn i dann hoamgeh
dann denk' i ned an des
was ma oiß gmacht ham
und
an oiß des
was ma macha woit'n
und dann ned gemacht ham
weil du nimmer woitst
An des, wos i oiß valorn hob
di vor oi'm andern

Wenn i dann hoamgeh
wenns ma schwa' foit
oan Fuaß vor'n andern zu setz'n
von dem dreimoi greislig'n Bier
de's woanders ausschengan
wo du ned bist
wei' du do
wo du bist
mi ned ham' mogst

Wenn i dann hoamgeh
dann denk' i ned an oiß des
was du mir g'schenkt hast
was mi a Stück weit
zu dem g'macht hat
was i heut' bin
warum i g'monat hab i derf des son'g
Du, ich brauch di 'iatz

Wenn i hoamgeh
dann denk' i dra'
daß' da letzte Sommer war
wo'ma no wos hätt'n macha kinna
wei's scho' ausgmacht ist
wei' da Plan scho' längst steht
daß i s'Liacht abdrah'
den nächten Winter

Wer liebt, der züchtigt

Olivier Choinières „Die Domäne“ im Theater Regensburg

Am Ende, nachdem das Saallicht eingeschaltet und die Schauspieler nach dem letzten Applaus von der Bühne abgegangen waren, war es an ihren Gesichtern und Körpersprache noch einmal zu erkennen, dass dieses Stück den einen und die andere im Publikum an seine Grenzen gebracht hatte.

2012 entstand das Stück „Nom du Domaine“ des frankokanadischen Autors Olivier Choinière, und im September 2018 erlebte es im Theater am Haidplatz als „Die Domäne“ seine deutschsprachige Uraufführung.

Die Rahmenhandlung, das Zerbrechen einer dreiköpfigen Familie daran, dass sie einmal vierköpfig war, bevor die achtjährige Tochter durch einen Unfall ums Leben kam, in der Welt außerhalb des Theaters mag sie noch so tragisch sein, als literarischer Topos ist sie trivial. Der Sohn der Familie hat offenbar ein gewaltverherrlichendes Online-Rollenspiel unter seinen Mitschülern populär gemacht, mit dieser Information ausgestattet begeben sich nun auch Vater und Mutter in die *Domäne* genannte virtuelle Welt. Groß ist dann das Erstaunen, als das Spiel nicht wie ewartet Gewalt und Sex zum Inhalt hat, sondern sich als Simulation einer glücklichen, christlich-puritanischen Familie entpuppt. An dieser Stelle nehmen die Vorgänge auf der Bühne die Züge einer ins Groteske überzeichneten Mediensatire an. Den Tisch decken, das Frühstück zubereiten, das Tischgebet sprechen, erledigt man seine Aufgaben, gibt es dafür Spielpunkte, *gute Taten* gennant, die dereinst zur Erlösung führen sollen, noch lacht das Publikum, und schließlich bekommt es mit dem vollen Maß an Kneipenthekenpsychologie die Auflösung serviert, die zerrütete Familie kann nur noch in der virtuellen Welt ihren Traum vom idealen Zusammenleben verwirklichen.

Da merkt man wieder, daß ich so ein richtig guter Literaturwissenschaftler bin! Schon auf dem Heimweg vom Theater (Dank KulTür, übrigens!) habe ich das dringende Bedürfnis verspürt, eine Kritik über das Stück zu schreiben. Herausgekommen ist ein Text, den ich nicht nur vom literaturwissenschaftlichen, sondern auch vom sprachästhetischen Standpunkt für – gelinde gesagt – durchaus gelungen halte.

Meine Kritik zur „Domäne“ wurde in der Dezember-Ausgabe von Recara veröffentlicht.

Hier könnte das Stück in jeder Hinsicht zu Ende sein; Schülertheater, oder Theater für Schulklassen. Ein wunderbar erhobener pädagogischer Zeigefinger, und das wohlige Gefühl, die Moral von der Geschicht' verstanden zu haben.

Choinières Stück beginnt an dieser Stelle erst.

Wer noch glaubt, das Ziel des Spieles bestehe in der Erlösung durch das Sammeln *guter Taten*, der irrt. Das Ziel besteht nicht in Erlösung, es besteht in

Bestrafung. *Das Monster*, so hört man, muss für seine Fehler gezüchtigt werden, damit die glückliche virtuelle Familie in den nächsten Level aufsteigen kann. Und im nächsten Level erfährt man, Ziel des Spieles sei es, das Monster zu töten. Und zwar nicht durch die Akte der Bestrafung an sich, sondern durch deren Spätfolgen.

Das Monster, das ist die kleine, achtjährige Tochter der virtuellen Familie.

An dieser Stelle beginnt der Horror, sich in die Gehirne des Publikums zu fressen. Wägt man sich als Zuschauer noch in einer gewissen Sicherheit, als die kleine Tochter auf der Bühne zunächst noch durch eine Puppe repräsentiert wird, bricht sich dieser Horror erst dann Bahn, als die Puppe von der Bühne verschwindet und an ihre Stelle eine echte, etwa achtjährige Schauspielerin tritt. Und während man sich noch an dem Gedanken festhält, dass es „nur“ Schauspieler sind, die dort unten agieren, erdrückt einen das Wissen, dass es in der realen Welt reale Menschen sind, die realen Menschen die Dinge antun, die Choinière auf die Bühne bringt.

Anders, als es Programmheft und Webtext glauben machen wollen, ist „Die Domäne“ nicht die Geschichte einer vom Tod eines Kindes zerrütteten Familie. Es ist die Präsentation körperlicher, vor allem aber psychischer Gewalt, die, in Kindheitsjahren erfahren, Menschen schließlich zerbrechen lässt. Das Stück kommt dabei ohne Gewaltdarstellung auf der Bühne aus; die Gewalt findet in der Psyche der Zuschauer statt.

An dieser Stelle ein Dank an Regie und Ensemble. Während das Stück ursprünglich nur für drei Schauspieler geschrieben ist, stehen hier sieben Personen auf der Bühne, was die Regensburger Inszenierung noch einmal dichter, noch greifbarer, aber auch noch bedrängender macht.

Das Monster muss getötet werden. Eine alte Liedzeile drängt sich auf: „They just can't kill the beast.“ Deshalb kann, deshalb muss das Spiel auch immer wieder neu gestartet werden, weil die Achtjährige nur dem Namen nach das Monster ist. Sie muss als anscheinliches Monster bezeichnet werden, weil sie Projektionsfläche der Monstrosität der Handelnden ist. *Nom de Domaine*, das ist auch *nom de la bête*.

Eine andere Zeile aus dem einschlägigen Zitatenschatz: „Das Kind ist

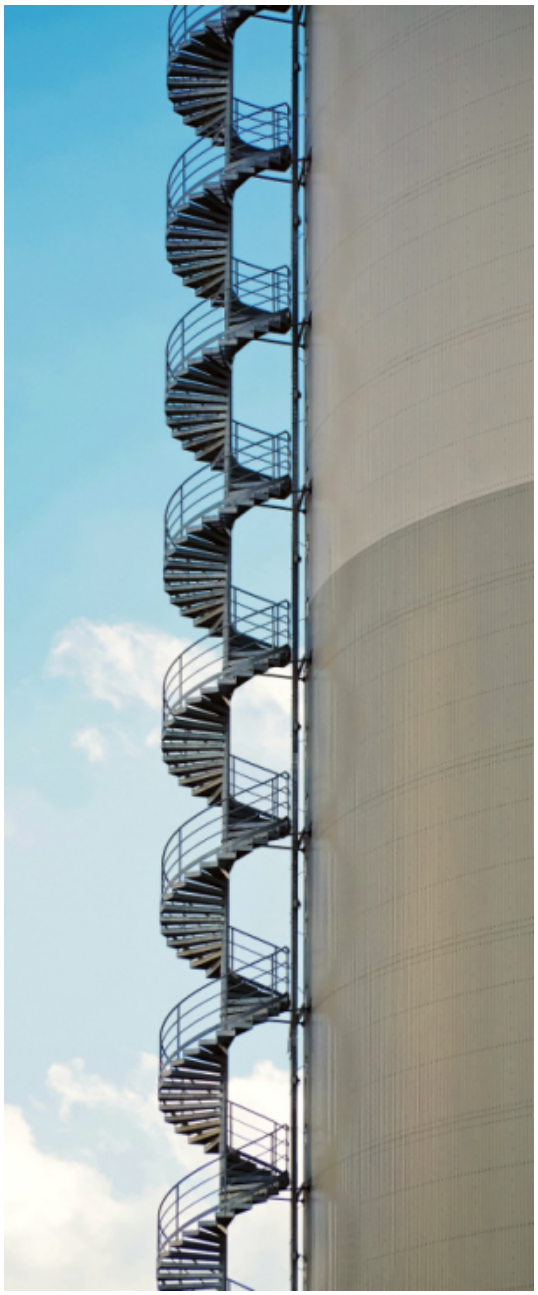
immer unschuldig.“, sagte Alice Miller. „Die Domäne“ zeigt, wie die Unschuldige systematisch zerstört wird.
Wer nun meint, das alles sei überzogen, unnötig oder gar unethisch, dem widerspricht der Berichterstatter vehement. Nicht um jemand abspenstig zu machen, aber ernst gemeinte Warnung an alle, die selbst den Hintergrund eines Kindheitstraumas mit sich tragen, es sich zu überlegen, dieses Stück anzusehen – allen anderen sei es dringlich empfohlen. So oft wie möglich. So oft, wie sie es ertragen. Insbesondere den Angehörigen der helfenden Berufe. Insbesondere allen Menschen, die selbst mit dem Gedanken spielen, ein Kind in die Welt zu setzen.
Olivier Choinières Stück ist beeindruckend und bedrückend. Das Monströse, das man auf dem Heimweg in sich fühlt, hat man allerdings nicht aus dem Theatersaal mitgenommen. Es ist das Monster in uns allen. Mit ihm ringen wir um Erlösung.

Bleibt noch, wie fast selbstverständlich, die herausragende Arbeit der Menschen auf und hinter der Bühne zu würdigen. Für das Ensemble sind die eineinviertel Stunden in dem nur vordergründig einfach wirkenden Bühnenbild auch eine athletische *tour de force*, die die schauspielerische Leistung um so beeindruckender macht. „Die Domäne“ wird noch bis 14. Januar 2019 im Theater am Haidplatz gezeigt.

Anzeige

TREPPE!

Eine Investition in die Zukunft



- bringt dich hoch
- bringt dich runter
- gibt's auch in grade

KAUFT TREPPE!

Das Negative

Wo bleibt denn nun das Negative? Über diese Frage lamentiert Erich Kästner im Vorwort einer 1956 bei Dressler erschienenen Auswahl aus seinen Texten, und nimmt damit direkten Bezug auf die genau gegenteilige Frage aus dem Jahr 1930, wo bleibe denn nun das Positive, Herr Kästner?

Und zumindest das habe ich mit ihm gemeinsam, daß ich es irgendwie auch nie rechtmachen kann.
Mir hängt sie zum Hals heraus, die immerwährende Frage, ob die *Bayerische Vierteljahresschrift für galoppierenden Wahnsinn* denn nun Satire sei. Noch schlimmer die Frage, ob es sich denn um politische Satire handle. Die in den letzten Jahren stattgefundene Verrohung des politischen Diskurses ist die Katastrophe, die mit auch noch so dezidiertem Schreibgerät nicht aufzuhalten war. An diesem Herumgefuchtel hängen schon genug tatsächliche wie selbsternannte Satiriker wie die Zecken an des Hundes Schweif, da muss ich mich nicht auch noch anschließen, und ja, ich bin Kulturpessimist, ich darf das, ich bin Historiker, ich habe das studiert.
Mir hängen sie zum Hals heraus, die Menschen, die nicht nur für sich selbst so wenig Wertschätzung aufbringen, daß sie scheins nicht atmen können, können sie nicht ihr Leben bis ins hinterste Fitzelchen durchpolitisieren, sondern die ihren Selbsthass auch noch auf andere ausdehnen, indem sie ihrem Gegenüber eine Wertigkeit beimessen, je nachdem, ob er nun ihrem Weltbild entspricht oder nicht. Wenn Satire keine politische Relevanz habe, sei sie langweilig. Nundenn, ziehet von dannen, ihr Gelangweilten, ich misse euch nicht.

1) Liebe Feminist_/Innen_sn: Nein. Nein. Schlagt das Wort bitte in einem etymologischen Wörterbuch nach, bevor ihr überhaupt den Mund aufmacht, und nutzt die gewonnene Erkenntnis dazu, in Zukunft zu recherchieren, anstatt kritiklos das nachzusabbern, was man euch vorplappert.

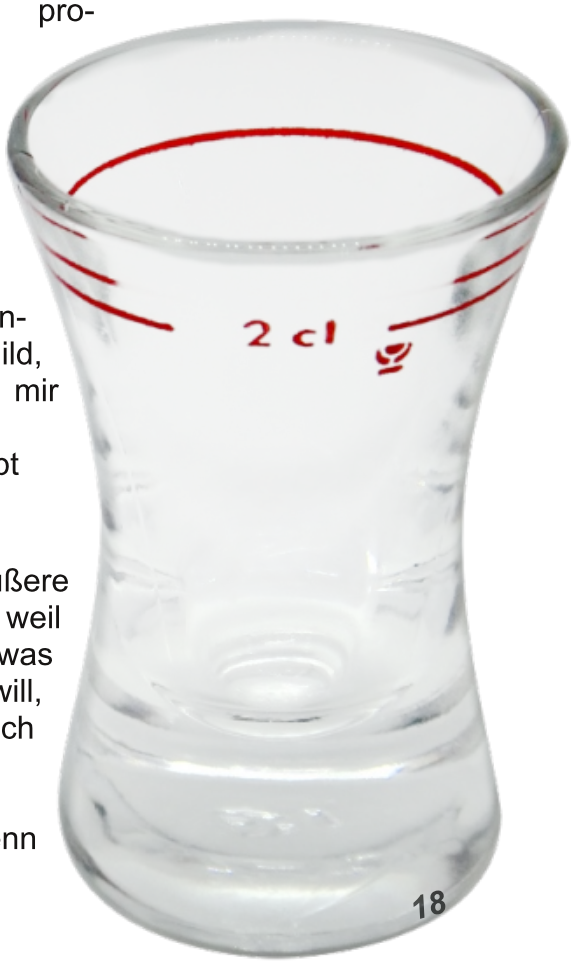
Eigentlich gäbe das hier ein ganz gutes Vorwort ab, wäre es nicht viel zu lang. Und eigentlich ist das Ganze auch als Abschlußtext einer Lesung mit dem Titel „Das Beste aus der Bayerischen Vierteljahresschrift für galoppierenden Wahnsinn“ gedacht. Und damit das Motto der Lesung stimmt, hier der Text als Epilog. Und wer meint, der Text wäre narzisstisch, hat vermutlich Recht.

Und wie ich mich politisch und gesellschaftlich äußere. Ja freilich. Aber dafür war die *BayVjsfgWa* nie gedacht.

Von ihren Ursprüngen her war sie eine buchstäbliche Schnapsidee. Jägermeister, wenn ich mich, sofern ich das noch kann, richtig erinnere, war der Geburtshelfer des Gedankens. Die Titelgebung war unter der einzigen Prämisse gewählt, daß sie möglichst dämlich[1)] sein solle. Und jahrelang spukte dann auch ausschließlich der Titel durch die Köpfe und durch die sozialen Netze. Ich hatte mich ja dem echten, dem seriösen, dem Printjournalismus verschrieben. Mit Ergebnissen zum Anfassen, mit so etwas wie einer professionellen Infrastruktur dahinter.

So zumindest das Bild, wie ich es mir jahrelang schöngefärbt habe.

Und da äußere ich mich, weil ich ja etwas bewegen will, natürlich auch gesellschaftsrelevant. Wenn



man mich lässt. Und wenn man mich nicht lässt, kommen die unerwünschten Texte eben in die *BayVjsfgWa*. So verirrt sich bisweilen tatsächlich auch der eine oder andere größere Brocken des erwähnt seriösen Qualitätsjournalismus in dieses Blatt. Und so mutiert es von der Schnapsidee zum zumindest nicht völlig nutzlosen Beschäftigungsprojekt.
Auf diese Weise wurde auch die letzte Ausgabe der *BayVjsfgWa* zum Forum für meine Sichtweise auf ein damals hochaktuelles und bis heute höchst politisches Thema. Aber eben nicht auf die satirische Art. Dafür ist das Thema zu bitter, zu ernst. Für die aktuelle Ausgabe hatte ich damals wieder mehr belanglosen Unsinn versprochen, und im Großen und Ganzen scheint mir das auch gelungen zu sein.

Daß die *Bayerische* doch immer wieder als Satirezeitschrift wahrgenommen wird, ist wohl im Wesentlichen zwei Faktoren geschuldet.
Zum einen meiner psychischen und neuronalen Konstitution; den seltsamen Hirnwindungen, dem *Megabrain*, das ich da in meinem Schädel mit mir herumtrage, der Konditionierung, die es in den letzten Dreiundvierzigeinhalb Jahren erfahren hat, und meiner daraus resultierenden Sicht auf die mich umgebende Welt. Zur Charakterisierung dieser Weltsicht wurde von Seiten dritter schon eine ganze Reihe von Adjektiven bemüht; *hyperanthrop*, *interessant*, *krank* bis hin zu *unwert*[2)] stellen nur eine kleine Auswahl dar.
Und zum anderen natürlich die äußere Gesamtsituation. Der Anachronismus, den die *Bayerische* symbolisiert. Ein Download auf einer Webseite, die das letzte noch verbliebene Stück meines früheren, eines anderen, eines in machen Dingen tatsächlich sogar besseren Lebens darstellt. Meine Weigerung, statt dessen einen *Blog* zu verfassen, ich mag schon allein das Wort nicht, und es heißt ja *Vierteljahresschrift*, nicht *Vierteljahresblog*. Der äußere Eindruck einer arbeitstherapeutischen Maßnahme, um ihn beschäftigt zu halten, der da gerne schreibt, der gerne was zusammenbastelt, hauptsache, er hat etwas zu tun und kommt nicht auf dumme Ideen.
Die *BayVjsfgWa* ist mein Soloprojekt, überwiegend tatsächlich ernst gemeint, aber zu einem gewissen Grade für mich sicher auch der Ersatz für die Funktion, die bei anderen Leuten das Haustier oder die Topfpflanze erfüllt.

Und trotz meiner Ankündigung werde ich dann hin und wieder doch auch seriöse Beiträge abliefern.

Ohne mich mit ihm auf eine Stufe stellen zu wollen, habe ich in einem meiner früheren, programmatischen Texte Manès Sperber zitiert, der meinte, für ihn war ab einem bestimmten Punkt die Zeit gekommen, da es einfacher war, zu schreiben, als nicht zu schreiben.
Ich kenne diesen Punkt, und ich habe ihn erfolgreich überwunden. Mein messianisches Sendungsbewußtsein, die Welt unbedingt zum Besseren verändern zu wollen, ist noch nicht ganz von mir gewichen; aber es ist eben nur noch ein Teil meiner Gesamtkonstitution, beiweitem nicht mehr tonangebend.
Ich will mich auch nicht mehr anstrengen, ein guter Mensch zu sein. Die letzte gute Tat, die ich mit Stand von heute, 17. Juni 2018 getan habe bestand darin, im Starkregen bis auf die Haut durchnässt gemessenen Schrittes an einem Torbogen vorbeigegangen zu sein, unter dem eine Frau Schutz vor der Witterung gesucht hatte, und als sie mich da so vorbeischreiten sah konnte sie nicht anders, als zu lachen. Ich habe ein Lachen auf das Gesicht eines mir fremden Menschen gezaubert, was will ich mehr von mir verlangen.

2) Interessanterweise stammen sowohl das erste als auch das letzte Prädikat von ein und derselben Person, geäußert in nur kurzem zeitlichen Abstand. Wer meint, das interpretieren zu können, darf mir gern einen Lesbrief schreiben.

Ich bemühe noch einmal Kästner und sein oben schon erwähntes Vorwort von 1953: „Man altert nicht von ungefähr. Man rennt nicht ungestraft ein Leben lang mit demselben Kopf gegen dieselben Wände. Immer wieder kommen Staatsmänner mit großen Farbtöpfen des Weges und erklären, sie seien die neuen Baumeister. Und immer wieder sind es nur Anstreicher. Die Farben wechseln, und die Wänd bleiben. Und der Kopf tut manchmal weh. Die Feindschaften wechseln, und die Feindschaft bleibt. Die Dummheiten wechseln, und die Dummheit bleibt.“

Und ich muss mich bezüglich meiner letzten guten Tat dann doch noch einmal korrigieren, wenn ich ein wenig mehr in meine unmittelbare Nähe schaue. Da war es eine, und durchaus auf Gegenseitigkeit beruhende, gute Tat, an einer Straßenkreuzung eine Frau in den Arm genommen zu haben, vielleicht eine Sekunde nur, und dabei, wie ich hoffe, ein wenig Verbundenheit zum Ausdruck gebracht zu haben. Verbundenheit, zu meinem Leidwesen nicht in der Freude, sondern in dem uns jeweils ganz eigenen Stress, der die Waagschale unserer jeweiligen Weltsichten gerade wieder ein kleines Stück in Richtung der Unerträglichkeit verschiebt.
So ganz habe ich es dann also doch nicht abgelegt, dieses Es-besser-machen-Wollen, und das muss auch als Rechtfertigung für den Hauch eines erhobenen moralischen Zeigefingers herhalten, an dem das Fähnchen der BayVjsfgWa flattert.

Zum Ende hin zitiere ich mich selbst, aus dem oben erwähnten Text (nebenher gesagt – erschienen in der der II. Ausgabe der *Bayerischen*). Der Text entstand an einem brüten heißen Augustnachmittag vor nunmehr sechs Jahren, während eines ausgedehnten Spazierganges im Schatten uralter Bäume in einer weitläufigen Parkanlage. Daß sich diese Parkanlage innerhalb der Umgrenzungen einer psychiatrischen Klinik befindet, ist für das Verständnis des Textes unumgänglich. Handelt es sich dabei doch um eine dieser Umgrenzungen, bei der immer nicht ganz klar ist, welche Seite vor der jeweils anderen geschützt werden soll.

Ich habe dort Menschen getroffen, die sich geweigert haben, in einem Zimmer ohne Gitter vor den Fenstern zu schlafen; aus Angst vor dem Draußen. Daß diese Menschen darüber hinaus absolut vernünftig und völlig normal, von einem leichten Hang zur Hochintelligenz einmal abgesehen, waren, hat ihr noch einmal einen ordentlichen Dreher versetzt, dieser Weltsicht, wegen der ich trotz aller Ungemach einfach nicht die Finger von der Tastatur lassen kann.
Das Schlußzitat lautet:
„Trotz allem, was ich an Grausamkeit gesehen und gehört, erlitten und selbst zugefügt habe, glaube ich bis heute fest an das Gute im Menschen. Das ist der eigentliche Horror.“

CBS

Die Craft Bier Seite

Schwarz, stark, geheimnisvoll, höchst komplex, nicht für Anfänger geeignet.
Und das gilt nicht nur für die Namenspatronin, sondern auch für die Käte aus dem Hause von Flügge.

Ein Imperial Stout, vergoren ausschließlich mit Brettanomyces lambicus. Wem das was sagt, hat eine ungefähre Vorstellung … naa, hat er ned, aber wem das was sagt wird sofort wahnsinnig neugierig auf dieses Bier. N'tschu'i'ung, auf dieses *alkoholhaltige Erfrischungsgetränk auf Malzbasis*, wie es auf dem Etikett so schön heißt. Weil. Ja, genau, weil.

Ich jedenfalls liebe Käte. Und auch das Bier!

Impressum

Bayerische Vierteljahresschrift für galoppierenden Wahnsinn.
Nummer Sechs, erstes Quartal 2019

Herausgegeben von Ludwig Rimböck

c/o RA O. Spirk, Alter Stadtweg 6, 93080 Pentling

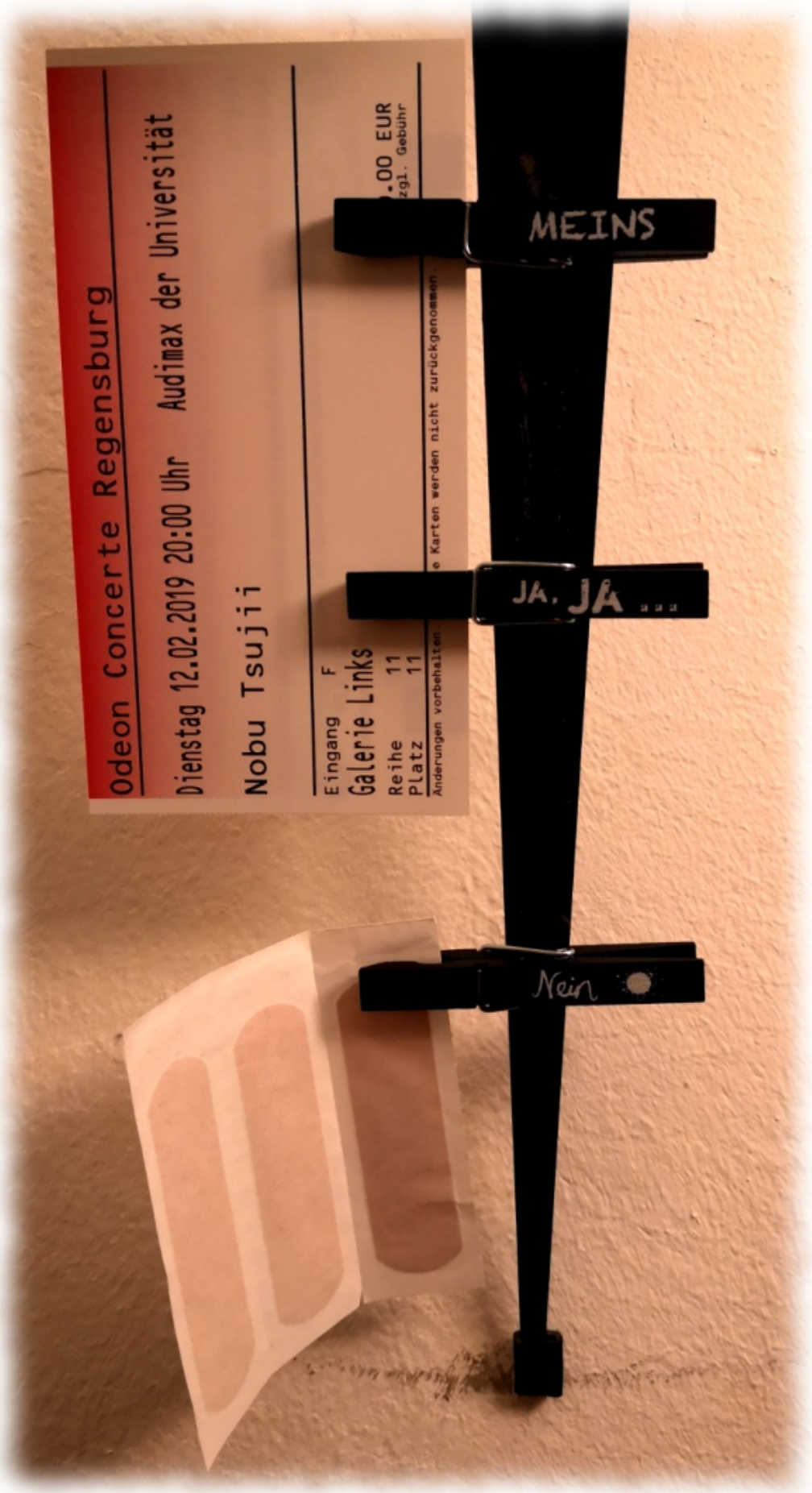
Zuschriften bzw. Einsendungen ausschließlich an ludwig@rimboeck.org

Die BayVjsfgWa erscheint vorerst nur als PDF-Datei zur freien Weitergabe. Urheberrechte an Text und Bild bleiben gewahrt.
Sämtliche Werbung für nicht fiktive Produkte, Organisationen, Einrichtungen oder Personen erfolgt unentgeltlich und nach meinem persönlichen Gutdünken.
Das gilt erst recht für die fiktive Werbung.
Mein momentaner sozialrechtlicher Status erlaubt es mir ohnehin nicht, so etwas wie eine Bezahlung entgegenzunehmen. Wer sich erkenntlich zeigen will, kann dies z.B. über meine Amazon-Wunschliste tun, oder indem er/sie/sonstiges (vgl. Ausg. 1, S. 9) mir bei passender Gelegenheit was ausgibt

Nachtrag: Die AmaWuLi erreichen Sie direkt -- scannen Sie den Code da unten rechts, es lohnt sich! Hauptsächlich für mich, aber es lohnt sich ...

Bildnachweis:
3 u., 23: Rimböck
12, 13 o.: KulTür e.V.
Rest: Pixabay

"Schlussbild" ist eine neue Rubrik, die ich eingeführt habe, um nicht so viel Text schreiben zu müssen.
Dieses Schlussbild ist für KulTür im Allgemeinen, und für Miriam im Speziellen!



S. 2 Typ mit Ziege
S. 3 Vorwort
S. 4 Abbitte
S. 7 Borderline-Trialog
S. 8 Feiertagskalender I/2019
S. 9 Nimm mein Herz
S. 12 “Ich komme von KulTür!“
S. 14 Lyrik
S. 15 Theaterkritik
S. 18 Das Negative
S. 21 Die Craftbier-Seite
S. 22 Impressum
S. 23 Schlussbild
S. 24 Inhalt